

Die Schweiz im Spiegel

Autor(en): **Knobel, Bruno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **97 (1971)**

Heft 35

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-510511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Sattes Milchvieh und sichere Konten»

Bruno Knobel:

Ich merkte es, als ich aus den Ferien heimkehrte. Ich vernahm es aus sehr erbosten Leserbriefen in zahlreichen Zeitungen: Der deutsche «Spiegel» hatte sich erküht, die Schweiz zu bespiegeln. «Weshalb haben Sie noch nicht dagegen geschrieben?» wurde ich gefragt.

Es war offensichtlich ein Landesunglück geschehen, und so holte ich die Lektüre nach – und war vorerst einmal angenehm überrascht. Der Umschlagtitel des Magazins «Die Schweiz – Vorbild von gestern» und der Titel des Reportes: «Euer Friede ist faul und erlogen, wenn . . .» hatten Schlimmes erahnen lassen. Aber die Einleitung war überaus friedlich:

«... Sattes Milchvieh und sichere Konten, sonnige Almen und sauberer Schnee, überall Soldaten und nirgendwo Krieg – so wohlighabend ist nur ein Land auf der Welt.

Dort gibt es anderthalbmal so viele Sparbücher wie Bürger, mehr Arbeitslosenkassen als ständig Arbeitslose und mehr Computer pro Kopf als sonst irgendwo in Europa. Dort bringen selbst Eisenbahn und Fluglinie Gewinn. Dort kennt man seit 1848 keine Regierungskrise und seit 1918 keinen großen Streik.

Das Dorado ist klein, kleiner als Niedersachsen, zu einem Viertel unwirtlich und ohne Bodenschätze. Gleichwohl zahlt es mit der sichersten Währung der Welt, die zu fast hundert Prozent goldgedeckt ist. Eine Münze von 1880 ist dort noch gut für ein Bier.

Die sechs Millionen glücklichen Bürger dieses Staatswesens machen nur den 600. Teil der Weltbevölkerung aus. Aber sie haben jenseits ihrer Grenzen fast genau so viel Geld angelegt wie die 60 Millionen Bundesdeutschen – rund hundert Milliarden Mark. Sie pumpen nach dem Krieg schätzungsweise soviel Aufbaugeld ins zerstörte Europa wie das mächtige Amerika mit seinem Marshallplan (etwa zwölf Milliarden Mark). Sie haben 4300

Banken eröffnet, eine pro 1300 Einwohner – mehr, als Zahnärzte im Lande praktizieren.

Im Mittelalter waren rauhebeinige Reisläufer ihre wichtigsten Exportartikel – insgesamt fochten etwa zwei Millionen als Söldner in ausländischen Diensten, oft auf beiden Seiten. Heute sind es Maschinen (Marke Brown, Boveri & Cie.), Chemikalien (Marke Hoffmann-La Roche), Lebensmittel (Marke Nestlé) und Uhren: 69 Millionen Zeitmesser exportierte das Land 1969, fast drei Viertel des Weltexportes.

Aber dieses Land, in dem Milch und Money fließen, hat auch für die Menschheit außerhalb seiner Grenzen viel getan. Es lieferte ihr ein legendäres Beispiel für Mannes(über)mut vor Fürstenthronen, den Tell. Später erfand es die immerwährende Neutralität. Es beherbergte große Reformatoren, Calvin und Zwingli, es trug zur Weltliteratur zumindest mit einem großen Roman, Kellers «Grünem Heinrich», bei. Einer seiner Söhne, Dürrenmatt, schuf das Rote Kreuz, ein anderer, Ritz, die feinsten Hotels der Welt. Der Greis Daetwyler pilgert seit Jahrzehnten für den Frieden mit einer weißen Fahne durch die Welt. Zwei Schweizer, Dürrenmatt und Frisch, schrieben Stücke auf deutsch, als Deutsche kaum Stücke schrieben.

Jahrhunderte, bevor in Europa der

Nationalismus ausbrach, hatte dieses Land schon bewiesen, daß er überwindbar ist. In dem Bundesstaat mit dem lateinischen Namen «Confœderatio Helvetica» leben vier ethnisch verschiedene Völkerschaften fast friedlich zusammen.

Jahrhunderte, bevor Europa zur Demokratie fand, wurde sie zwischen Hochrhein und Genfer See schon praktiziert – jene berühmte direkte Schweizer Demokratie, die auch nicht wankte, als ringsum Fürsten und Diktatoren ihre Kriege führten. Nach einer Gallup-Umfrage von 1970 halten denn auch Prominente aus 40 Ländern die Schweiz für die «bestregierte Nation der Welt». Ihre Staatsbürgerschaft ist die begehrteste. Schon vor einem Jahrhundert hatte Victor Hugo prophezeit, die Schweiz werde dereinst in der europäischen Geschichte das letzte Wort haben . . .»

Widersprüchliches in den Alpen

Soweit kein Anlaß zur Aufregung. Dieser erste Abschnitt enthielt das, was wir gerne hören, enthielt das, was unsere Selbstzufriedenheit nährt. Der «Spiegel» gedachte indessen noch etwas mehr zu tun, und er umschrieb seine Absicht so:

«Lern dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!» ermuntert der wackere

Attinghausen den fragenden Rudenz, und die halbe Welt hat seitdem Schillers Wort beherzigt: Schweizer Uhren und Gebirgseen, Schokolade, Nummernkonti und Chalets sind ihr teuer. Im Ernst: In den großen Notlagen der Welt haben sich die Schweizer an Hilfsbereitschaft von niemandem in der Welt übertreffen lassen; ihr Sinn für Volksherrschaft und ihre Bereitschaft, sie zu verteidigen, sind über einen so langen Zeitabschnitt in der Weltgeschichte ohne Beispiel; die Nationalitäten-Rivalität, bis heute Grund für die übelsten Kriege, scheint in der Schweiz seit vierhundert Jahren aufgehoben, gelöst, erledigt zu sein; und in eigener Sache: Das vielleicht beste, gewiß wirkungsvollste deutschsprachige Theater der Nachkriegszeit liegt in der Schweiz, in Zürich; zwei der wichtigsten deutsch schreibenden Autoren der Gegenwart – Friedrich Dürrenmatt, Max Frisch – sind Schweizer. Aber gerade sie formulierten die ersten Zweifel an der Mustergültigkeit des Musterlandes, und der Schweizer Journalist Brodmann hat erst jüngst den deutschen Fernsehern vor Augen geführt, daß die Schweiz Waffen für Kriege liefert, deren Wunden sie gleichzeitig durch des Schweizlers Dunant Rotes Kreuz zu lindern versucht. «Ob Wilhelm Tell gelebt hat», schreibt der Oesterreicher Hans Weigel, «weiß man nicht; aber daß er den Landvogt Gefßler umgebracht hat, steht fest». Es gibt da Widersprüchliches in den Alpen . . .»

Und es folgte auch wirklich ein eindrücklicher Katalog von helvetischen Erscheinungen, die durchaus kritikwürdig sind.

Sie sind indessen nicht neu. Es sind Erscheinungen, die schon lange, und zwar von namhaften Schweizern kritisiert worden sind, von Karl Barth, den Professoren Beck, Imboden, Lüthy, alt Nationalrat Zellweger usw., ganz abgesehen von professionellen Schweizer Kritikern der Schweiz. Des «Spiegels» Kritik wird denn auch untermauert mit Zitaten von Dürrenmatt, Frisch, Adolf Muschg, Brodmann . . . und da geraten unsere Bundesverfassung, die Not in Alpentälern, unzeitgemäßer Föderalismus, die Armee als Heilige Kuh unter den Hammer, und der gute Schweizer merkt, daß es alles Erscheinungen sind, mit denen wir uns seit langem schon selber kritisch beschäftigen.

Weshalb also die Aufregung? Weshalb in Schweizer Blättern erboste Repliken und angriffige Briefe entrüsteter Leser, die den Deutschen raten: Von Euch haben wir Kritik zuallerletz nötig. Ihr würdet besser zu Euren eigenen Angelegenheiten sehen. Wir kennen diese Töne . . .?

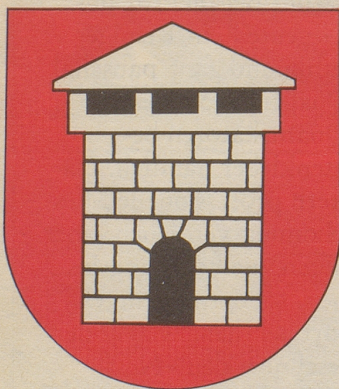
Der Ton macht die Musik

Aus der Art solcher Leser-Entgegnungen wird offenbar, wo der Grund liegt für die geharnischte Reaktion der Schweizer.

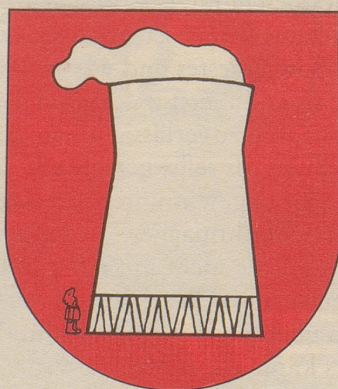
Ich vermute, daß, wenn der Report sich sachlich darauf beschränkt hätte, zu wiederholen, was Schweizer an der Schweiz für reformbedürftig halten, wenn im



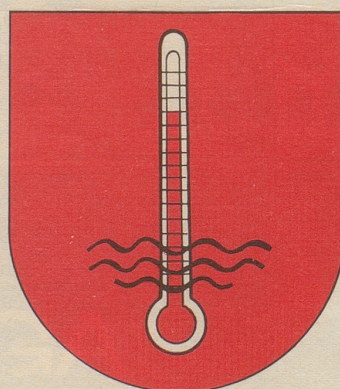
Kaiseraugst



Kaiseraugst



Kaiseraugst



Angesichts des geplanten Baus des Atomkraftwerkes von Kaiseraugst drängt sich eine Modernisierung des Dorfwappens auf.

Report nicht unüberhörbar der Ton penetranter Selbstgefälligkeit mitschwänge, der Ton, den ein Leser immer dann aus einer Kritik heraushört, wenn er den Kritiker zur Kritik für unbefugt hält – ich glaube, dann hätte dieser Bericht kaum Anstoß erregt.

Zugegeben: Beim ersten Durchlesen habe ich mich auch ein wenig angestoßen gefühlt. Dann aber löste sich mein keimender Aegerger in Heiterkeit auf. Denn: Hat der «Spiegel» sich nicht zu tun erlaubt, was wir Schweizer uns dauernd auch erlauben? Sind wir nicht – und nicht zu Unrecht – in den Geruch gekommen, die selbstgefälligen (und oft selbstüberheblichen) Schulmeister der Nationen zu sein? Erlauben wir uns – am Biertisch und in den Gazetten – nicht, dauernd alle und alles zu kritisieren und dabei stets von Vergleichen mit den unsagbar guten Verhältnissen «bei uns» auszugehen?

Und nun tat einmal ein anderer dasselbe gegenüber uns. Und wir spüren an unserer eigenen Reaktion, wie unsere Kritik bei andern wirken muß. Insofern halte ich den «Spiegel»-Report für recht heilsam.

Dazu kommt noch ein anderes: Sprache und Ausdrucksweise des «Spiegels» sind für unsere Begriffe oft recht schnoddrig; sie sind bewußt provokant und polemisch, auch dann, wenn er ganz und gar nicht gegen die Schweiz, sondern zum Beispiel gegen innerdeutsche Erscheinungen schreibt. Die Schreibweise richtete sich in dem Report also nicht gegen die Schweiz; sie ist für den «Spiegel» normal. Aber sie entspricht vielleicht dem, was unsere ältere Generation als «typisch deutsch» bezeichnet und was eben diese ältere Generation einfach nicht leiden mag.

Die Deutschen haben während tausend Jahren die Schweiz kritisiert, als jenseits des Rheins jede Berechtigung zur Kritik fehlte. Wir haben es schlucken müssen, und das ist unser Trauma. Und deshalb ist es denn heute so, daß wir eine Kritik an uns, wenn sie von Engländern oder Schweden, von Amerikanern oder Finnen käme, ohne allzu große Gemütsbewegung zu Kenntnis nähmen. Kommt sie aber von Deutschen, dann werden alte Wunden wieder aufgerissen.

Ein bißchen Neid

Wer mit Deutschen zu tun hat, stellt fest, daß sie uns in manchem beneiden. Und unüberhörbar schwingt im «Spiegel»-Report etwas von Hochachtung und Neid mit. Das wollen wir doch nicht übersehen!

Wir haben nun einmal – Gott sei Dank! – nicht bei Null beginnen müssen, und deshalb geht es bei uns etwas langsam mit Neuerungen und Reformen. Vielleicht wird dafür auch das Ergebnis etwas se-

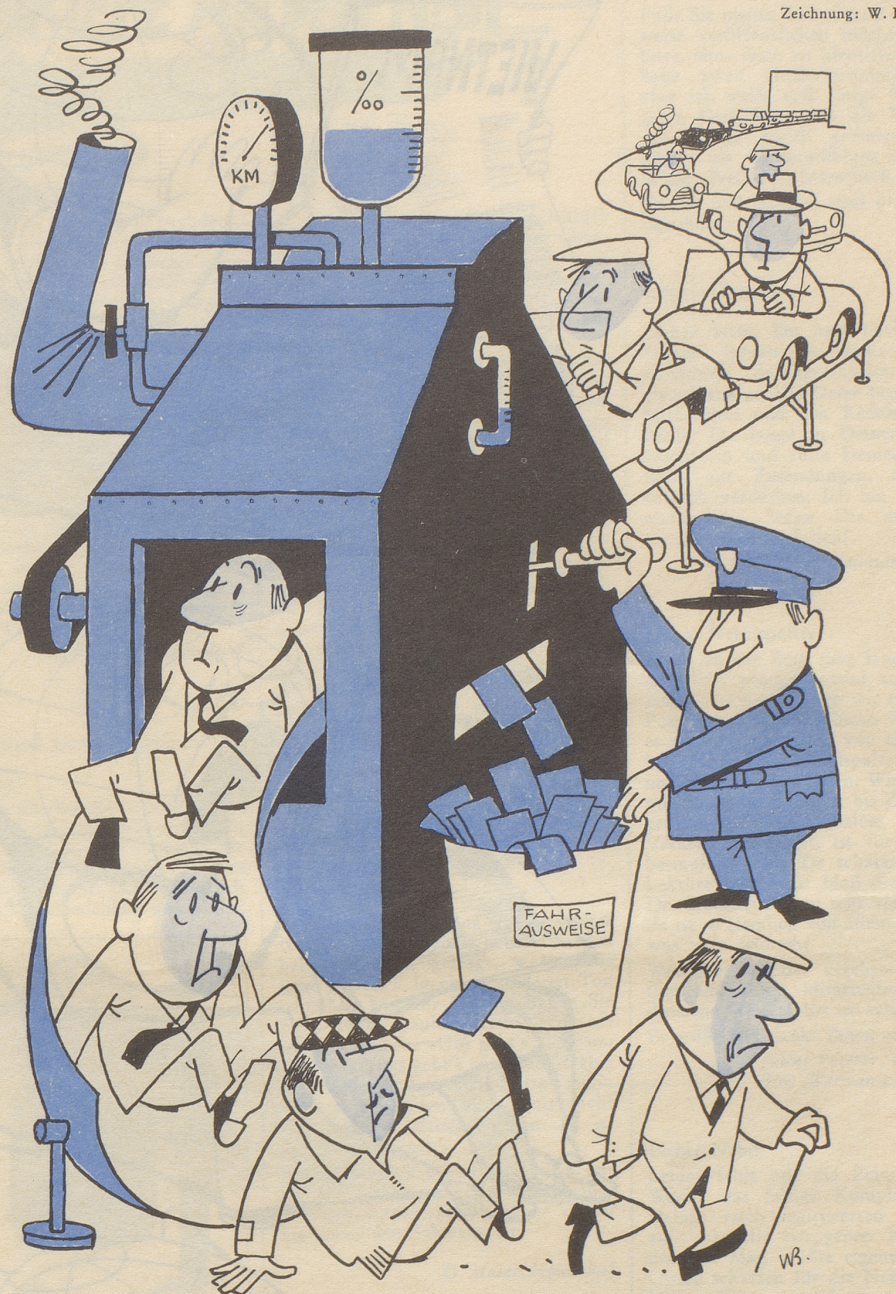
riöser und solider sein als anderswo und hält weit länger als tausend Jahre.

Wenn ich im übrigen bedenke, wie sehr auf unserer Erde ein unaufhaltsamer Nivellierungsprozeß im Gange ist, wie die besonderen Merkmale der verschiedenen Länder zunehmend verwischt und abgebaut werden, dann geschieht mir, was mir geschehen ist beim Lesen des «Spiegel»-Reports: Ein klein winziges bißchen keimte in mir sogar Stolz darüber, daß wir

auf eine sooo erstaunliche, ja bedenkliche Art anders sind als andere.

Und sogar mit einigem Erfolg. Kritik stellt immer Ansprüche an den Kritisierten. Es war ein perfider Schachzug des «Spiegels», am Schluß seines Berichtes einen Ausspruch Adolf Muschgs (eines Schweizer) zu zitieren: «Eine Freiheit, die vergessen hat, daß Kritik sie nicht bedroht, sondern ehrt, ist nur noch eine behauptete Freiheit.»

Zeichnung: W. Büchi



1970: Total 16 900 Fahrausweis-Entzüge!

Auch eine Art «Sport für alle»-Aktion...

Lo Jedes Los hat volle Chance auf den Haupttreffer Fr. 200000 Landes-Lotterie